

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Im Spiel der Mittelmeerwellen

(K. Arnold)



„Schwimm' nicht nach oben, Vati, sonst halten dich die ängstlichen Engländer für 'n Unterseeboot!“

Von Walter Foitzick



„Jetzt haben wir zusammen gegessen, waren im Theater, dann im Kabarett. Ich finde, es wird Zeit, daß wir uns seelisch nähertreten!“

Das kennen Sie natürlich alle.

Also, Sie sitzen in einem Café, einem Restaurant, einer Kneipe allein an einem Tisch. Es ist sehr angenehm, allein an einem Tisch zu sitzen, denken Sie, namentlich wenn ringsum alles dicht besetzt ist. Schon haben sich Leute an den Tisch dort drüben zu dem nachweislich echten Original-Liebespaar gesetzt, dem dieses sichtlich nicht angenehm ist. Schon hat sich ein noch nicht ganz ausgebildetes Liebespaar an den anderen Tisch zu den beiden Herren gesetzt, die etwas sehr wichtiges miteinander zu besprechen hätten.

Jetzt kann es nur noch Minuten dauern, daß Sie Alleinbesitzer Ihres Tisches sind. Diese traurige Gewißheit versauert Ihnen die letzten Minuten, und bei jedem Öffnen der Türe denken Sie: jetzt kommen die, mit denen ich Tisch und Tuch werde teilen müssen.

Also, ich will Sie nicht länger mit der Ungewißheit quälen, jawohl, da sind die Leute: Eine Dame und zwei Herren. Der eine der Herren sagt sogar: „Da ist ja noch ein sehr schöner Platz“ und weist auf Ihren Tisch. Tatsächlich, es war ein sehr schöner Platz.

Die drei setzen sich zu Ihnen an den Tisch. Die drei begrüßen Sie und Sie begrüßen die drei. Das ist kein Austausch besonderer Freundlichkeiten, sondern es entspricht ungefähr den Stellen in den Reden von Außenministern, an denen diese auf die streng-korrekte oder fast beinahe nicht sehr freundlichen Beziehungen zu Nachbarn, die man nicht mag, zu sprechen kommen.

Die Leute denken nämlich: wäre ein sehr netter Tisch, wenn der Kerl nicht dasäbe. Der Kerl sind in diesem Falle Sie. Oh, die Leute haben gar nichts gegen Sie persönlich, aber in Ihrer Eigenschaft als Fremdkörper sind Sie sehr dazu geeignet, die Leute den ganzen Abend zu stören.

Sie selbst denken sehr ähnlich, nur um einige Grade noch empörter in Ihrer Eigenschaft als Alleinbesitzer.

Wenn der Tisch so groß wäre, daß die „Herrschaften“ am anderen Ende Platz finden könnten, ging's vielleicht noch.

Aber der Tisch ist klein, so ein kleiner Tisch für drei bis vier Personen, an dem man sich ausgezeichnet unterhalten kann. Hören Sie genau zu: drei bis vier Personen, Sie selbst nicht mit eingerechnet.

Also, die drei ergießen sich an Ihren Tisch, umfließen Sie wie Bratensoße das Kartoffelpüree auf dem Teller. Sie müssen schon verzeihen, wenn ich Sie hier mit der weichen Masse des Kartoffelpürees in Vergleich setze, aber ich brauche durchwegs etwas, das zermürbt, zerfeuchtet, zerschleimt werden kann.

Jetzt sitzen Sie mitten drin im engsten Freundes- und Familienkreis, man könnte Sie zu den Intimen rechnen, und das tut einer auch, der als Bekannter Ihre Unbekannten begrüßt; er wird Sie mitbegrüßen, sich womöglich Ihnen vorstellen wollen. Sehr peinlich, sage ich Ihnen, wirklich sehr peinlich. Und Sie können ihm nicht sagen: „Diese Leute gehen mich einen Dreck an“.

Die Unterhaltung geht jetzt vollkommen über Sie hinweg, schlägt sozusagen über Ihnen zusammen. Alles müssen Sie mit anhören. Sie machen ein Gesicht wie eine Wand, die gar nicht da ist. Sie sehen durch Ihre drei Mittschlicher vollkommen hindurch. Nutzt nichts! Ich will Ihnen sogar verraten, daß gewisse Dinge extra Iretwegen gesagt werden und bestimmte Witze gemacht werden. Sie sollen doch merken, in welcher gebildete, feingeistige Gesellschaft Sie ohne Ihr Zutun geraten sind. Jetzt haben Sie Gelegenheit, diskret und gewinnend mitzuzuhören oder Sie bleiben weiterhin Wand, bleiben Stahlplatte.

Wer wird Sieger sein, wer wird auf dem Platz bleiben? Ihre Chancen sind gering; denn auch hier siegen meist die mehreren. Doch es gibt kleine Hilfsmittel. Versuchen Sie es mal und rufen Sie der Kellnerin zu: „Fräulein, wenn die lepra-kranke Malaienfamilie kommt, führen Sie sie, bitte, gleich hierher zu mir an den Tisch!“

Nach dem Urlaub

(Olaf Gulbransson)



„Kenna S' mi nimmer, Herr Doktor? I bin da Gröbner-wirt! Oes habts doch g'wohnt bei mir, heuer im Sommer!“



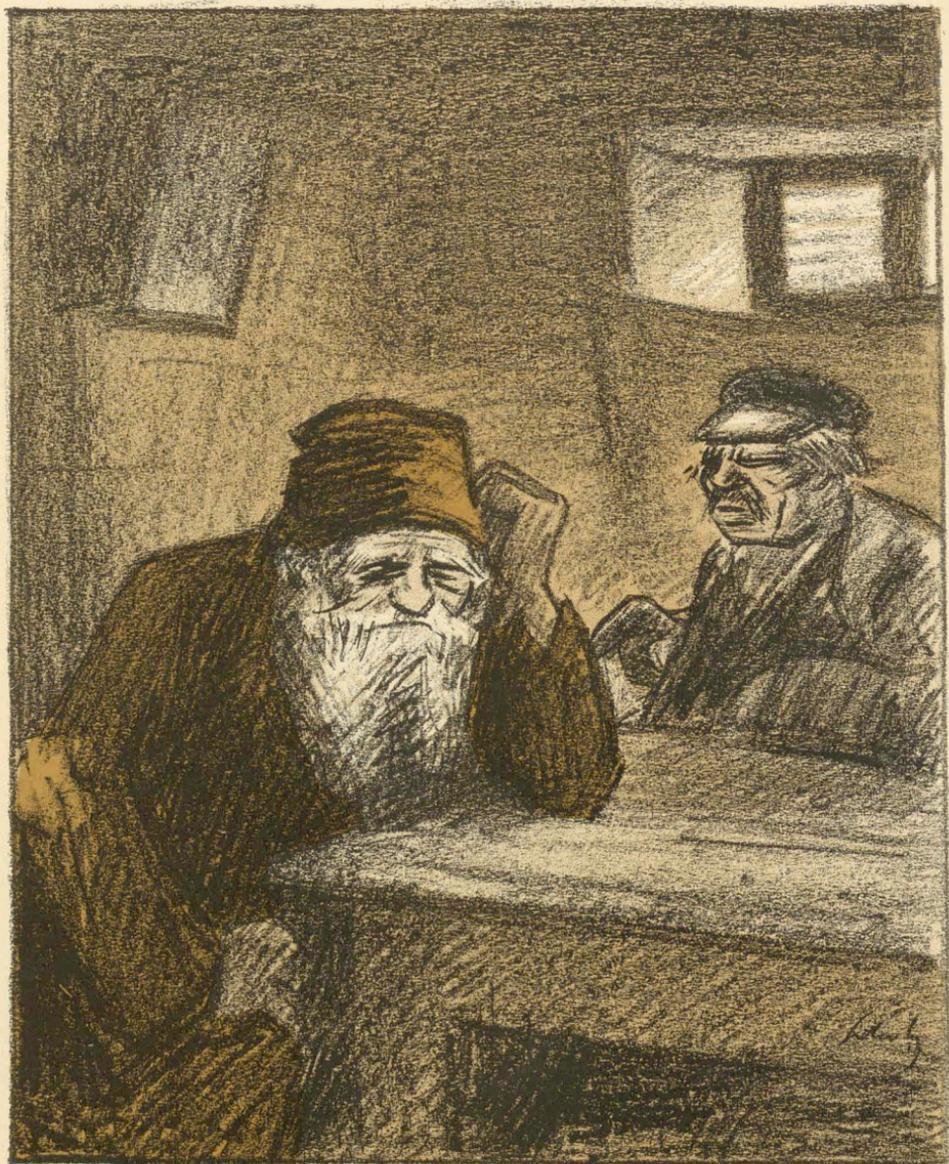
„Und wia geht's denn der Frau Gemahlin? Is sie no allerweil so kreuzfidel und fesch bei'hand'?“



„Meine Frau, hem hem ... meine Frau ... das ist meine Frau ... Gestatte, liebe Mali, daß ich vorstelle ...“



„Ah geh, hör'n S' auf, Herr Doktor, ja z'weng was habts Enk denn von dem nudtsaubern Weiberl so g'schwind scheiden lassen?“



„Daß Väterchen Stalin auch nicht einen Finger für uns rührt!“ — „Aber so begreif doch, Iwan Iwanowitsch: er hat eben keinen mehr frei, weil er sie alle in fremde Angelegenheiten hineinstecken muß.“

Falsch verbunden

Von Toddi

„Nun wäre ja wohl wieder die übliche Szene fällig!“
Beinahe wäre es ihr entwischt, aber sie hielt sich gerade noch zurück. Nicht sie wollte provozieren, er sollte der erste sein, der Angreifer.

Elena stellte sich auf Verteidigung ein, war aber bereit, sich sofort zu erhitzen, das heißt, zum erblühten Angriff überzugehen.
Oreste jedoch machte keine Szene, nicht einmal die kleinste Bemerkung. Er nahm ruhig wieder ihren Arm, genoß mit den Fingern dessen runde Festigkeit unter dem leichten Kleid. Sie bummelten langsam die Via Veneto hinauf, genau so, als ob sie Antonio Vissi nicht getroffen hätten: friedlich, einträchtig in der Mittagsstille des sanften Apriltages.

Nun stiegen sie in der breiten Kurve der freundlichen Straße Roms empore und unterhielten sich liebenswürdig über kleine Nebensächlichkeiten. In Wirklichkeit dachten sie jedoch jeder an etwas anderes.

Sie überlegte erstau: Wie ist es möglich? Heute hat mein Mann nicht den üblichen Eifersuchtsanfall gehabt! Ob ihm nicht wohl ist! Und doch sieht er ganz gesund aus, beinahe zufrieden. Worüber wohl? Etwa weil wir Antonio Vissi begegnet sind? Aber das kann er mir wahrhaftig nicht weiß machen. Wo er ihn nicht ausstehen kann, ihn noch weniger als alle anderen. Für Oreste sind ja alle Literaten Nichtstuer oder Schlimmeres. Er begriff nichts, was nicht an der Börse notiert wird. Alles übrige...

Und sie sah ihren Mann harmlos an: „Sagst du etwas, Liebster?“
„O, nichts besonderes. Ich sagte nur, daß dieses blosse Blau dir gut steht.“

Dieses „nichts besonderes“ war eine Art Verteidigung. Es hieß eigentlich: ich sage nichts, was du erwidern oder was dich erregen würde. Und Oreste, sehr mit sich zufrieden, dachte ungefähr: Wenn du wüßtest, in die wievielte Hölle ich denken „lieben“ Antonio Vissi wünscht! Ihn am allermeisten konnte er denn nicht in Berlin bleiben. Was will er bloß hier? Wohl einen anderen Roman „dichten“, was? Als ob man im Leben Romane nötig hätte. Und er konnte sich nicht enthalten, halblaut auszurufen: „Is' wirklich zum Lachen!“

„Was denn, Liebster?“
„Ach, nichts (wieder ein Versteck-Nichts), ich lachte nur über den komischen dicken Herrn, der so hinter dem Autobus herlief und ihn doch nicht gekriegt hat.“ „Welcher?“
„Er ist schon eingestiegen, man sieht ihn nicht mehr.“ „Ach!“

Dieses „ach“ bedeutete: Diese deine Ruhe ist verächtlich. Du bist zu freundlich zu Vissi gewesen. Das ist unnatürlich, ich kenne dich und deine unbegründete Eifersucht! Ja, gänzlich unbegründet! Nun wurde sie richtig nervös. Aber man durfte sich nicht aufregen, ihn nicht den Sieg lassen. Es war unmöglich, daß Oreste ihr nicht irgendeine Stichelei versetzt hätte, eh sie zu Hause wäre. Und dann hätte sie ihm geantwortet:

Sie hätte ihm bestimmt gesagt: „So, also da sind wir wieder. Es kam mir auch schon ganz komisch vor, du hast dich zu sehr zusammengezogen. Ich weiß schon, was kommt: Du hast doch alles, was fehlt dir denn?, als ob das Leben nur mit Autos und Scheibchen auszufüllen wäre! Ein Hauch von Kunst, eine literarische Freundschaft auf geistiger Basis ist für dich ein Ebruchteil! Eine Unterhaltung mit einem Dichter, den ich verehere, — ja, sehr verehere — ist eine Untreue oder beinahe. Antonio Vissi kommt zufällig über Rom, wir kennen uns seit meiner Kindheit; ist sie denn dabei, wenn ich ihn anrufe oder auch... wenn ich zu ihm zum Tee gehe... o, ich weiß schon, weiß es zu gut, was du sagen willst...“
Oreste dagegen sagte nur, daß, wenn man an den Seiten etwas abbrechen würde, das Pliniana-Tor, ästhetisch gesehen, nur gewinnen würde.
„Ach ja, Liebster, man müßte etwas abbrechen!“

*

Kaum war Elena allein in ihrem Zimmer, flog auch das unschuldige neue Hüchen auf den Sessel

und der helle Mantel flatterte ein paar mal hin und her, ehe er sich auf das Bett wie ein erschrockener Vogel niederließ.

Diese unerwartete Ruhe Orestes machte sie verärgert: Elena hatte immer die Eifersucht ihres Mannes gehabt; aber dieser Mangel an Eifersucht schien ihr noch viel hassenswerter.

So setzte sie denn auf ihn sehr durchdenkender geratene Tagesordnung ein aufgebracht: „Na, schon; wir werden ja sehen.“

Bei Tisch jedoch war sie die Ruhe selbst. Sie sprachen über alles mögliche, was möglichst weit von Literatur, Romanen und besonders von Romanschriftstellern entfernt lag.
Erst nach dem Mokka, als Elena mit sehr viel Anmut ihm seinen gewohnten Likör einöß, fragte sie ihren Mann:

„Hast du die Telefonnummer aufgeschrieben?“
Oreste verstand nicht sofort oder er tat wenigstens so: „Welche Telefonnummer?“

„Welche? Die von Vissi natürlich.“
Diesmal wären wir so weit, dachte Elena und atmete tief auf, so wie man atmet, bevor man einen Kopsprung riskiert oder eine flammende Ansprache hält.

Ihr Mann hiß ruhig ein Blatt aus seinem Notizbuch und reichte es ihr.
„36.203. Verliere sie nicht, er sagte doch, daß sie nicht unter seinem Namen steht, sondern unter dem eines abwesenden Freundes.“

Er fragte sie nicht einmal, ob sie den Schriftsteller anrufen wollte! Nicht einmal der Gedanke, daß sie ihn besuchen könnte, regte ihren Mann auf! Das war wahrhaftig zuviel! Wütend gab sie ihm den Zettel zurück:

„Behalte du ihn, ich brauche die Nummer nicht.“
Aber sie merkte sie sich gut, und schrieb sie, keum in ihrem Zimmer allein, auf.

Da ihr Mann ihr nicht ausdrücklich verbot, Antonio Vissi wiederzusehen, verlor dieses Wiedersehen für Elena dreiviertel seiner Reize.
Antonio Vissi zu sehen, um gegen die Ehegatten-eifersucht zu handeln, um den eigenen Willen zu behaupten, um ein Prinzip zu verteidigen, um das Banner der Literatur gegenüber dem der Bank hochzuhalten, das waren alles Gesichtspunkte, die neben dem tiefen Schweigen Orestes völlig verbläuten.

Eine Laune kann sehr leicht einschlafen und sie braucht ein Verbot, um wieder aufzuwachen und zu unwiderstehlichen Bedürfnis zu werden.

Aber dieses Verbot bestand nicht und Elena wollte nicht, daß ihr Wunsch nur eine einfache Laune sei. Darum regte sie auch das Schweigen ihres Mannes mehr auf, als ein Verbot. Sie untersuchte wütend die Lage und kam schließlich zu der Feststellung: Diesmal wendet Oreste eine

Amjel im Spätherbst

Von Natatöf'r

Ein struppig-schwarzer Fleder,
ein mitgefädeltes Gäß,
hulstet sie durch kahle Hecken.
Es ist zum Weinen faß.

Und hat so faß gefungen
im März, April und Mai,
füß wie mit Engelszungen.
Ist alles nun vorbei?

... Sie wird schon wieder flöten,
des darfst du sicher sein,
und deinen Erdbeerbeeten
ihr Interesse weih'n.

neue Taktik an. Seine blöde Eifersucht macht ihn zu allem fähig! Er weiß, daß eine Szene genau das Gegenteil errischen würde. Und so schweig er, um mich am Besuch Vissi zu hindern. Also — verbietet er es mir doch. So? Na, dann werden wir ja sehen.

Sie näherte sich dem Telefonapparat, dessen zehn Ziffern sie wie in Erwartung ansahen und wählte mit nervösem Finger: 36.203.

*

Sie spielte mit der grünen Schnur, während sie im Hörer wie ein unterdrücktes Heulen das Schillen des anderen Apparates vernahm.
Schräge niemand antwortet, hat man immer den Eindruck, daß das Telefon am anderen Ende ins Ungewisse ruf. Die Wirklichkeit beginnt, wenn man eine nicht immer bekannte Stimme „Hallo“ antworten hört.

„Hallo!“ wiederholte Elena mit einem höflichen Lächeln. Wer mit dem Telefon auf du und du steht, weiß, daß der Apparat mit dem Klang der Worte auch den Gesichtsausdruck vermittelt; ein Gesicht, das unbekannt ist, keine Zeichen gibt, aber dennoch einen Ausdruck hat. „Hallo! Ist dort 36.203?“

„Ja, gnädige Frau!“, antwortete eine Stimme, nicht Antonio Vissi, aber ebenfalls höflich, kein Diener, ein Weltmann sicherlich.

„Kann ich, bitte, Antonio Vissi sprechen?“
„Vissi, der Romanschriftsteller? Aber der ist gar nicht hier. Falsch verbunden, gnädige Frau!“

„Verzeihen, haben Sie nicht 36.203?“
„Jawohl, gnädige Frau, genau!“, antwortete die Stimme mit wachsender Höflichkeit, da die Stimme der Unbekannten sich als wohlklingend und eindrucksvoll erwies. „Ich habe nicht einmal die Ehre, den berühmten Dichter zu kennen.“

Elena fand das alles sehr merkwürdig.
„Komisch.“

„Warum, gnädige Frau?“
„Weil er mir selber diese Nummer gegeben hat... Verzeihen und mit leerem Gesichtsausdruck nahm sie den Hörer langsam vom Ohr. Aber das kleine schwarze Ding rief ihr etwas zu: „Verzeihen, gnädige Frau!“ Die Unterhaltung wurde wieder aufgenommen. Die höfliche Stimme sagte:

„Verzeihen Sie die Ehre, wollen Sie mir nicht sagen, mit wem ich die Bitte hatte?“

„Wenn ich falsch verbunden bin, spielt mein Name doch keine Rolle!“, antwortete Elena.

„O doch, das kann sehr viel zu sagen haben.“
„Also gut, hier ist Frau Maineri.“

„Oh!“
Es war ein so wunderbares „oh!“, daß Elena sich geschmeichelt fühlte; sie fragte neugierig, etwas kokkett: „Kennen Sie mich denn?“

„Nein, das heißt, ja — das heißt — also, jetzt sieht alles anders aus...“

„Was heißt sieht anders aus?“
„Der Herr Vissi ist doch hier... nein, er ist im Augenblick nicht da, wird aber bald kommen.“

„Und warum haben Sie mir dann vor kurzem gesagt, daß Sie ihn nicht einmal kennen?“
Elena war wirklich ärgertlich, aber die Erklärung, die die wohlgezogene Stimme gab, war durchaus einleuchtend:

„Er will nicht gestört werden und hat mich gebeten, so zu antworten... wie ich es eben getan habe. Aber Ihnen natürlich nicht... Für Sie selbstverständlich eine Ausnahme...“ Er sagte es, bevor er fortging: „Und er kommt wieder.“

„Selbstverständlich... Spätestens in einer Stunde.“
„Dann ist ja alles in Ordnung. Wollen Sie ihm, bitte, sagen, daß ich gegen sechs Uhr bei ihm zum Tee sein werde.“ „Bei mir... ich meine, bei ihm?“

„Natürlich. Oder wohnen Sie nicht bei ihm?“
„O ja. Sie wissen doch die Adresse?“
„Nein, ich vergaß... Wo ist es?“

„Villenstraße 102; die kleine Pforte. Ich werde es Herrn Vissi bestellen.“ „Danke schön.“

„Oh, bitte, Gnädigste, ich werde sehr erfreut...“ Die letzten Silben blieben ihm wieder aufgehängten Hörer zurück.

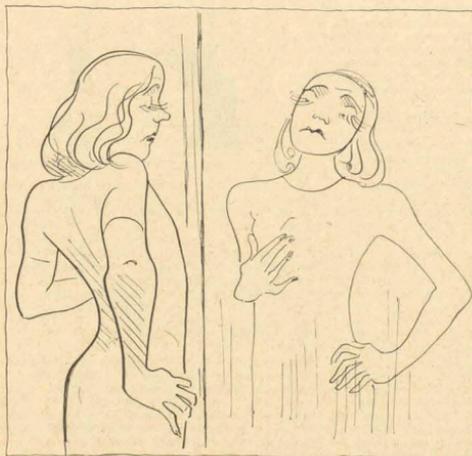
*

Das Äußere:
Die kleine, schmiedeeiserne Tür ganz berankt, dahinter ein blühender Laubengang. Dann ein kleines Häuschen, das von dichtem Gestrüch gegen die mächtigsten der umliegenden Villen geschützt wird.

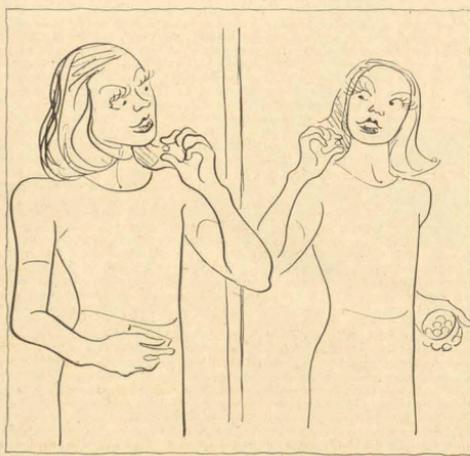
Das Innere:
Ein großer Raum, dessen Einrichtung den Eindruck

Das dicke Ende

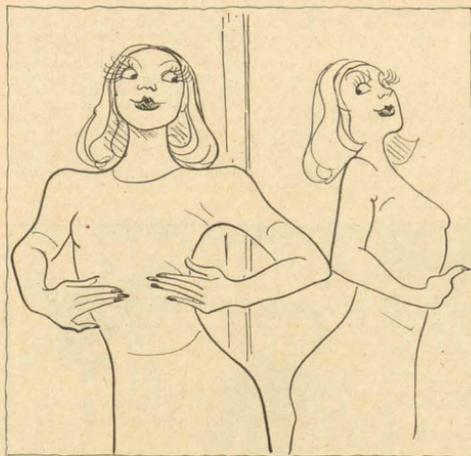
(Fr. Bilek)



Luischen merkt, daß hier was fehlt



Aber dafür hat man ja so Mittelchen . . .



Sie war mit dem Erfolg nicht recht zufrieden



Und doch hatte das Mittel gut gewirkt!

SCHAM / VON DIRKS PAULUN

„Welches Scham ist, sell mugget i scho wissal!“ lallte Jochen Roth, den wir Till nennen. Ich verwies ihm den leichtfertigen Umgang mit süddeutschen Dialekten und ewigen Problemen.

„Wir sind leicht betrunken“, entgegnete Till, „da langt es nur noch zu Betrachtungen und Aphorismen. Und das will ich dir sagen: eine echte Scham hat schon was zum Drüberwundern!“

„Scham ist insofern eine der feinsten Erfindungen Gottes, als es Lust bereitet, sie zu verletzen.“

Till mißgönnte mir diese flüssige Formelung. „Lust bereitet?“ fragte er bitter. Rechte Scham zu verletzen, bereitet Schmerz. Du sprichst vielleicht von kleinbürgerlicher Sittsankt, diesem mißverständigen, überholten, verbogenen, leicht angefalteten Zeug. Echte Scham hat man oder hat sie nicht. Man kann sie nicht lernen. Man muß in sich hineinlauschen!“

„Jedermann seine eigene Schem!“ jubelte ich, aber das war wohl überspitzt. „Es gibt da doch geheime Übereinstimmungen“, sagte Jochen Roth nachdenklich, „es muß da ganz bestimmte Regeln und Rangordnungen geben,

die allen unvergitteten Gemütern gemeinsam sind. Ich will dir einen Fall erzählen, und dann sollst du sagen, ob da nicht echte Scham gewaltet hat.“ „Erzählen? — Um diese Tageszeit?“ — Aber Till wahrte mit der linken Hand ab, während seine Rechte einen funkelnden Pokal (mit grauenhaftem Wermutwein) an die Lippen führte.

„Prost“, sagte er, „Mella und ich kamen mit dem letzten Zug nach Hause. In der Giesstraße, bei dem kleinen Grasslock, wo die neue Straße hinkommen soll, war es für uns beide höchste Zeit, daß wir uns erleichterten.“ „Gott, wie schamhaft ausgedrückt!“ warf ich ein.

„Also, bitte: ich stell' mich an den Zaunpfeiler, und Mella bereitet sich vor, das ihre zu tun. Da merken wir, daß ein Nachwächter mit Blindenstange das Grundstück umschreitet. Noch wenige Schritte, dann mußte er um die Ecke kommen und uns sehen. Was hättest du da nun getan?“

„Hm. — Ein lustiger Zufall an den Wächter vielleicht? — Menschlich-kameradschaftlich . . .?“

„Der Wächter kam um die Ecke und sah ein engumschlungenes Liebespaar am Zaun stehn. Wir fanden, und das gilt wohl allgemein: Liebe ist anständiger als — müssen!“

Der Schlaftrunk

(E. Thöny)



„Verdammt nochmal, das ist aber 'ne tolle Ananasbowle!“ — „Verzeihung, mein Herr, Sie haben Ihr Glas mit dem Knobelbecher verwechselt und die Würfel wohl mit 'runtergeschluckt!“

b'schissen!" „Es trägt ein Horn auf der Stirne und hat grasgrüne Augen", beschrieb Krusemann. „Und was treibts?" forschte der Förster weiter. „Es schaufelt Würzelchen aus dem Boden und kratzt sich mit seinem Horn am Waldloch", kam klare Antwort zurück. „Jawoll", beställigte Daxenberger, „so is. Und da sehng S' es wieder amol so recht deutli: Hätten Sie den Hengst net mit Eahnerne eigne Augn gsehgn, nacha tat ma sogn, i hätt g'loggn. Die Menschen san ja so schlecht! — So, und jetzt gehn ma hoam!"

Zum Abstieg wählte Daxenberger eine andere Richtung als beim Aufstieg, und es mußte Herr Krusemann als auffallend erscheinen, daß diesmal ein gebahrter Weg in überraschend kurzer Zeit völlig mühelos zu Tal führte. — Abends wurde mittels des vom Förster gewonnenen Bieres die Wette im erweiterten Kreise gefeiert. Krusemann war allerdings durch dringende Geschäfte an der Beteiligung verhindert, doch hatte er zu dem verlorenen noch ein zweites Faß gespendet. Und so war es denn nur berechtigt, daß man seiner und des Einhorn's in Reden und donnernden „Hochs!" mehrfach gedachte.

Das verkannte Gedicht

Folgende wahre Geschichte ereignete sich vor kurzem in Finnland. Die teuerste Zeitungsnutz in der Geschichte der finnischen Presse gebracht

zu haben, kann sich eine kleinere schwedischsprachige Zeitung rühmen. Der Feuilletonredakteur, der sich gerne als Förderer der jungen Literatur hervorhat, hatte das sehr moderne Gedicht eines jungen Dichters gekaut und dafür, sage und schreibe, Fmk. 200.— bezahlt, für finnische Verhältnisse ein stattliches Honorar. Leider geriet aber das Manuskript, weiß Gott wieso, in die Mappe des Materials für den Nachrichtenredakteur. Und so las man in der Zeitung folgende Nachrichtennotiz:

„Ein altes Pferd starb gestern auf der Satakunlastraße. Es sank plötzlich nieder. Eine Menge Leute sammelte sich an. Der Kutscher versuchte vergebens, das Pferd wieder auf die Beine zu bringen. Ein Polizist telefonierte nach dem Veterinär. Aber nichts half mehr. Der Menschenauflauf verließ sich. Ein Intermezzo in der Chronik der Straße."

Der arme Nachrichtenredakteur wurde vor den Chef zitiert, gegen dessen Vorwürfe er sich energisch verteidigte; er habe unter seinem Material eine Notiz über ein verendetes Pferd gefunden und habe keine Ahnung gehabt, daß es sich dabei um ein teuer bezahltes Gedicht gehandelt hatte. Diese Notiz sei zwar sehr gekünstelt geschrieben gewesen, aber er habe sich weiter keine Gedanken gemacht, sondern die notwendigen Änderungen vorgenommen und natürlich auch den Namen weggelassen, da ja unter Nachrichten keine Namen stehen. Ganz abgesehen davon, daß der junge Dichter in helle Wut geriet, hatte die Sache noch ein anderes Nachspiel. Am selben Tage rief der Polizeimeister bei der Redaktion an

und bat um nähere Aufklärung über den Vorfall mit dem toten Pferd; denn er habe keinerlei Bericht von seinen Beamten darüber erhalten und er wolle der Sache auf den Grund gehen. Wohl oder übel mußte die Redaktion den Sachverhalt mit der poetischen Notiz erklären und der Polizeimeister meinte dann: „Nun, Sie müssen eben aufpassen das nächstmal, besonders wenn der Dichter ein Gedicht über eine niedergegangene Fliegerbombe schreibt." — fe —

Wiener Antisemitismus

Im Wiener Stadtbezirk II, der zum allergrößten Teil von Angehörigen des auserwählten Volkes bewohnt wird, flog neulich aus dem Laden eines altischen Friseurs, von ihm selber an die Luft befördert, ein arischer Kunde auf die Straße hinaus. Der Friseur selber erzählte mir nachher die etwas kuriose Vorgeschichte der Handlung:

„... Also, stellen S' Eahna vurl! Da sitzen bei mir der Herr von Kohn, der Herr von Abeles, der Herr von Löwy ... also, wie man so sagt, die ganzen feinen Leut'! Kommt da der Keil net eina und sagt: ‚Hier stinkt es! I frag eahm, wovon daß er meint, daß es stinkt? Da schreit er: ‚Hier stinkt es nach Juden! No, i plärr' eahm gehöri' an, und wissen S', was er da zu mi r sagt? ‚Mir scheint, So san selba anal' No, und da hob' i eahm natürl' auß'gefeuert! ... denn beleidigen laß i mi nötl'“

Ihr Horizont

(P. Scheuch)



„Na, wer taucht denn da plötzlich hinterm Horizont auf?“ — „Ich bitte dich, laß diese unanständigen Ausdrücke!“

Am Parkplatz

(K. Helligenstedt)



„Sagen Sie, kann ich hier so stehen bleiben?“ — „Ich glaube nicht, daß einer der Herren was dagegen haben wird!“